Ulrich Zimselder geht langsam die Straße zurück, die er gekommen. Als er die Brücke an der Lauch überschreiten will, bleibt er stehen und schüttelt den Kopf. Wie kann das Wasser so schnell steigen in dieser kurzen Zeit! Oder hat er vorhin dessen nicht acht gehabt, als er den schweren Sandsteintopf trug? Brausend und gurgelnd bringt es die Fluten herab und zwängt sich schäumend durch die hölzernen Brückenpfeiler, daß Sparren und Balken ächzen unter dem Druck der prallenden Eisschollen. Tauwind fährt heulend durch die Luft und bringt immer neues Schneewasser vom Gebirge. Und der Himmel hängt voll schwerer Wolken, die wie gehetzt ihre langen, grauen Schleier über die hohen schwarzen Wälderwipfel schleifen. An der großen Mühle, oberhalb der Stadt, hat sich das Wasser gestaut und stürzt gurgelnd und schäumend einen Katarakt, denn niedergerissenes Zaunwerk, Eisschollen und Feldgerät sperren den natürlichen Lauf. Der Müller ist alt und krank und kann sich nicht mehr um sein Werk kümmern, da geht alles ins Stocken und verwahrlost, und die Stadt muß darunter leiden. Ulrich Zimselder knirscht mit den Zähnen, als er die Unordnung und Saumseligkeit sieht.

Als er noch auf der Brücke steht und kopfschüttelnd in die tosenden Wasser schaut, hört er Schritte hinter sich. Es ist der Bürgermeister Grantner, der seinen Morgenspaziergang macht.

Der Wasserschmied vergißt im Augenblick allen Hader und Haß und wendet sich rasch um zu ihm.

„Ehring Grantner, das Hochwasser steigt von Stunde zu Stunde. Wollet um des Wohles der Stadt willen starke Männer beordern, die den Unrat aus der Lauch schaffen, daß sie freier fließen kann. Ich helfe mit. Auch das Stauwerk und die Schleusen am Brückenkopf sind schadhaft.“

Der alte Grantner hatte die Schultern hochgezogen, als fröre ihn bei dem wilden Tauwind. Er sah den jungen Klosterschmied von oben bis unten an und zischelte spöttisch:

„Die Bürgermeisterei des Vaters ist Ihm wohl zu Kopf gestiegen? Was geht den fremden Landstreicher das Wohl unserer Stadt Gebweiler an, he?“

Zimselder biß sich auf die Lippe, und eine Blutwelle stieg ihm bis in die Stirn.

„Wollet verzeihen, Ehring Grantner, aber ein Landstreicher bin ich nicht. Verdiene mein Brot so gut wie Ihr durch ehrliche Arbeit. Und es sorgt mich, wie das Hochwasser die Stadt bedrohen wird.“

„Die Sorge überlaßt nur andern, die berufener dazu sind als Ihr, junger Mensch. Ehring Grantner sitzt am Ruder und wird sein Schifflein schon sicher führen durch alle Ueberschwemmungen der Lauch.“

Ulrich Zimselder aber war eigensinnig.

„Verzeihet, aber Eile tut hier not. An der westlichen Stadtmauer soll der Damm schon durchbrochen sein, in den Gassen steht das Wasser, und die Leute schleppen ihren Hausrat aus den Kellern.“

Der alte Grantner schürzte die Lippen.

„Ist mir bislang noch nichts gemeldet worden. Er scheint viel Zeit zu haben, junger Mensch, daß er das bereits ausgekundschaftet hat in dieser frühen Morgenstunde.“

„Ich war mit Auftrag vom Kloster unten in der Stadt. Und dann kam mir noch ein Kranker dazwischen, den ich im Siechenhaus ablieferte.“

Zimselder sagte es trotzig und wandte sich zum Gehen.

In seinem hohen, getäfelten Gemach saß Ehring Grantner am Schreibtisch. Kreischend flog der Gänsekiel über das knisternde Pergament, indes der Tauwind an den morschen Fensterladen rüttelte. Im hohen Kamin glomm ein rotes Feuer unter knorrigen Buchenscheiten. Der alte Bürgermeister sah verdrossen und mürrisch aus und fuhr sich von Zeit zu Zeit in Unruhe und Hast mit den hageren Fingern durch den grauen Vollbart.

An ihrem Fensterplatz saß Ursula im dunklen, hohen Hauskleid, die langen Zöpfe ohne Schmuck und Zier über die schlanken Schultern niederhängend. Im letzten Schein der roten Abendsonne, die sich durch die Butzenscheiben drängte, nähte sie am weißen Leinenzeug, das für die Wäsche bestimmt war. Jetzt kam ein eiliger, hastiger Schritt die Treppe heraufgepoltert, und Waldrian, der Stadtschreiber, trat ohne anzuklopfen über die Schwelle. Er war in höchster Erregung und achtete der gefurchten Stirn des gestrengen Bürgermeisters nicht. Da er lahm war und hinkte, konnte er nur langsam vorwärts, aber das hinderte ihn nicht, in drei Schritten am Stuhl des alten Grantners zu sein. An der Tischkante klammerte er sich fest und rang nach Atem.

Grantner sah unwirsch auf und stieß die Feder in das Tintenfaß zurück.

„Was soll's, Waldrian? Du weißt, ich will nicht gestört sein um diese Zeit.“

„Es ist etwas Furchtbares, Herr — etwas Furchtbares. Aber ich muß mich setzen. Die Knie zittern mir vor Schreck, und meine alten Glieder versagen.“

Und er sank erschöpft auf den Schemel nieder, der zur Seite des Schreibtisches stand.

Grantner lehnte sich zurück in seinem hohen Gestühl und spreizte die langen, dünnen Finger gegeneinander.

„Es ist natürlich wegen der Ueberschwemmung“, sagte er spöttisch. „Die Leute sollen nicht so ängstlich sein. Es ist alle Jahre dasselbe um diese Zeit.“

Der Stadtschreiber schüttelte den kahlen Kopf, und seine Zähne schlugen aufeinander vor Angst.

„Nein, nein, Ehring Grantner, das ist es diesmal nicht. Es ist viel schlimmer.“

Und seine Stimme zum Flüstern zwingend, stieß er heiser hervor:

„Wir haben die Pest in der Stadt!“

Grantner riß seine kleinen, bösen Augen auf, so weit er konnte. Er war in den ersten Sekunden keines Wortes mächtig vor Schreck. Dann stotterte er abgerissen — hohl:

„Du mußt dich irren, Waldrian. Wie kann das möglich sein?“

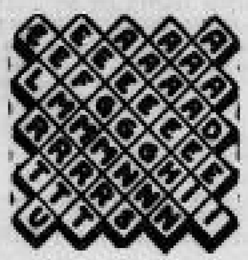
„Es ist doch so, wie ich sagte, Herr. Im Siechenhaus wurde heute ein Sterbender eingeliefert, den man an der Landstraße gefunden. Der Medikus Agenta, den die frommen Schwestern kommen ließen, hat Pestbeulen festgestellt. O du barmherziger Gott, und ich bin noch heute ahnungslos am Siechenhaus vorbeigegangen!“

Fortsetzung folgt.

Oktober.

Im Hochwald spielen die Winde auf
Zum Tanze den Blättern, den roten.
Die wirbeln im Reigen herab und herauf.
Bis sterbend sie liegen am Boden.
Im Tale da geistern die Nebelfrau'n,
Die bleich aus den Wassern entschweben,
Und ihren Schleier, den feuchten, den grau'n
Weit über die Lande weben.
Frau Sonne sich heute nicht zeigen mag
Der Rauhreif liegt auf den Wiesen,
Ein Rabe nur will den trüben Tag
Mit heiserem Krächzen begrüßen.

Kunz Brugger.



Diamant-Rätsel.

Richtig geordnet ergeben die wagerechten Reihen: 1. Vokal, 2. Körperteil, 3. Mädchenname, 4. Knabenname, 5. Einsiedelei, 6. militärischer Ausdruck, 7. Kopfbedeckung, 8. türkischer Titel, 9. Vokal. Die mittleren Reihen — wagerecht und senkrecht — sind gleichlautend.

Druck und Verlag von Langer u. Winterlich, Riesa. — Für die Redaktion verantwortlich: Heinrich Uhlemann, Riesa.

Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Riesaer Tageblatt“.

Nr. 41. Riesa, 13. Oktober 1928. 81. Jahrg.

Künstliches Christentum.

Samuel Keller, der große Evangelist, erzählt einmal folgendes: Am Eingang des russischen Palastes auf der letzten Pariser Weltausstellung fielen die gewaltigen Quadern aus schönem finnländischem Granit jedermann auf, und alles war von ihnen entzückt. Ein deutscher Baumeister stach mit seinem Federmesser hinein, und da zeigte es sich, daß diese Granitsteine aus Papiermasse waren, die nur so schön angemalt war! Gemalter Granit! Wie stimmt dieses Bild zu so vielem in unserem öffentlichen Leben und unserem Christentum daheim! Es sieht nach Granit aus und ist doch Papier! Es sieht so fromm aus und ist doch so hohl und heuchlerisch und falsch!

Da wird von uns großartige Wohltätigkeit getrieben! Wohltätigkeitskonzerte, Wohltätigkeitsbälle, Wohltätigkeitsfeste u. a. werden veranstaltet, die größten Säle werden dazu genommen, es wird viel geschenkt, kein Zweifel, manchem wird dadurch geholfen. Aber das gibt unserer Wohltätigkeit noch keine innere Berechtigung. Denn nur die Gesinnung macht allein die Tat. Was ist denn der treibende Geist all dieser öffentlichen Wohltätigkeit (die doch eigentlich ganz gegen den Willen Jesu ist nach Matth. 6, 1 ff.). Etwa die Liebe? Braucht denn wahre Liebe und warme Barmherzigkeit und wahres Mitleid mit den Kranken der Armen, mit den hungernden und darbenden Brüdern erst Konzerte, Bälle, Feste und wer weiß was noch, um wirken zu können? Steht nicht vielmehr heute hinter dieser scheinbaren Liebe sehr oft als treibendes Element der Ehrgeiz, die Sucht, mit seiner Wohltätigkeit anderen den Rang abzulaufen, in der Oeffentlichkeit zu glänzen und sich einen Namen zu machen? Ist das im Sinne Christi? Also auch diese christliche Wohltätigkeit = Gemalter Granit. Außen glänzend, großartig, innen hohl, wertlos. Wir glauben, wir beten, wir gehen zur Kirche, wir halten aufs Abendmahl, unser Leben und unser Haus soll ein christliches Gepräge haben. Aber unser eigentlicher innerer Mensch, der Grundcharakter unseres Wesens, bleibt unangetastet, ungebessert in seinem Jähzorn, seiner Unreinigkeit, seinem Geiz, seinem Hochmut, seiner Lieblosigkeit. Merken wir denn nicht auch hier: gemalter Granit, die Hülle fromm, der Kern Gottlosigkeit! Wieviel Christen gibt es, die dieses Doppelleben führen, bei dem sie jetzt in der Stunde des Gottesdienstes mit den Frommen fromm sind, vielleicht ganz aufrichtig, — eine Stunde lang, und darauf, wenn sie ihre Besuche machen, mit den Leichtfertigen leichtfertig, heute abend mit den Spöttern gottlos sind! Kennen wir nicht alle jene Gebete, bei denen zwar die Lippen reden, aber nicht wir selbst; jenes Christentum, das im tiefsten Grunde eben doch nur eine Sache der Ansicht, der Partei ist, nicht aber Kraft, Leben und Erfahrung geworden ist. Auch hier überall auch nur Form, künstliches, unnatürliches Christentum, dem die Wahrheit fehlt, innere Unlauterkeit und Heuchelei, gemachter Glaube und maskierte Liebe — — — gemalter Granit!

Was wird das für ein Aufwachen geben, wenn die große Feuerprobe kommt, von der der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief, Kapitel 3, 11—15, spricht? Wollen wir es wirklich darauf ankommen lassen? Der Zeiger an Gottes Weltenuhr rückt unaufhaltsam weiter, jeder Tag bringt uns der Ewigkeit einen Schritt näher. Wollen wir warten, bis die letzte Stunde für uns schlägt? Laßt, laßt uns in den Akten unseres bisherigen Lebens einmal gründliche Generalrevision halten — — unbarmherzig, hart, rücksichtslos gegenüber unserem alten Menschen. Und dann hinweg mit allem, was sich bei genauer Prüfung als künstliches Christentum erweist. Zerschlagen wir all den gemalten Granit falschen, hohlen und heuchlerischen Wesens, damit aus den Trümmern endlich neues Leben hervorblühe, das echt und wahr und unvergänglich ist.

Ludwig-Röderau.

Der Schmied von Murbach.

Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

Copyright by Greiner u. Comp., Berlin W 30.

Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Die Straße von Gebweiler herauf kommt langsam ein Mann geschritten. Er stützt sich schwer auf seinen Stab und kann das linke Bein nur mit Mühe nachschleppen. Hager und eingefallen ist sein Gesicht, ein großer, dunkler Bart umrahmt Kinn und Wangen. Auf der Stirn klafft hinten eine Narbe, die sich weit hinabzieht bis über die Schläfe. So klimmt der fremde Mann mühsam Schritt für Schritt den steinigen steilen Weg empor. Es ist das Bürglein nicht wie andere Burgen von Wallgraben und Mauern umwehrt und beschirmt. Es ist viel bescheidener und wagt nicht, irgendeinem Feinde zu trutzen oder Widerstand zu leisten. Treue Hofhunde beschirmen Haus und Stallungen vor bösem Gesindel. Aber auch ihnen scheint es heute die heilige Weihnacht angetan zu haben, denn sie haben ihres Amtes vergessen und sind davongejagt in die Wälder und Felder, armen Hasen und Rehen auf der Spur. Nur der uralte, treue Elax, der fast zahnlose lahme Wolfshund, der jedem Wanderer fletschend an die Gurgel fährt, liegt mitten auf dem Hof und blinzelt in die Sterne. Er ist der einzige, der treue Nachtwache hält im Bürglein.

Der fremde Mann schreitet langsam weiter. Hell klingt sein klappernder Stock auf dem harten Felsstein. Und unverwandt hängen seine Augen an Turm und Dächern. Zerrissen sind die groben Lederschuhe, die seine wunden Füße kaum bedecken. Zerrissen Rachwams und Kittel, durch die schneidend der eisige Winterwind pfeift. Denn es ist kalt hier auf der Höhe, und der Fremde macht hin und wieder halt und bläst in die halberstarrten, blaugefrorenen Hände, die den schweren Stock kaum mehr fassen können. Jetzt hat er die Höhe erklommen und steht atemschöpfend still. Suchend gehen seine Augen in dem matten Mondlicht über Haus und Hof.

„Wie du alles instand gehalten hast, Ermintrud,“ flüstert er und setzt sich schwer auf einen Stein am Wegrand.

„Und vergrößert und verschönt hast du alles noch. Der Roßstall hat ein neues Dach und die Mauer ist auch überall wieder geflickt. Und soviel neue Obstbäume hast du in das Gärtchen gepflanzt, du liebes, treues, sorgendes Weib. Dieweil ich in der Ferne war und das Kreuz tragen wollte unter die Sarazenen. Und zwei Kinder hast du mir geschenkt, die noch niemals ihres Vaters Angesicht geschaut haben.“

Er stützt den Kopf in die Hand, und zwei schwere, heiße Tränen rollen ihm die blassen Wangen herab.

„Heute, wo ich euch alle unten wußte im Gottesdienst, bin ich endlich heraufgekommen, um das wiederzusehen, was vor sieben Jahren mein Eigen war. Ach, Ermintrud, wie war deine Liebe so tief und dein Arm so weich, wenn du mich umfingst. Das wird nun nie, nie wiederkommen, denn ich bin ein Toter für dich. Es darf nicht anders sein. Denn was wolltest du blühendes Weib mit einem Krüppel? Einsam muß ich wieder gehen, wie ich gekommen bin — einsam und heimatlos.“

Pfeifend geht ein Windstoß über die Felskuppe und um die Mauerecken des Roßstalles. Der Krüppel in seinen dürftigen Lumpen fährt zusammen und fröstelt. Dann kann er es nicht mehr aushalten und schiebt sich tastend durch das große Tor. Der alte Wolfshund, der in der Mitte des Hofes träumte, fährt hoch. Und knurrt tief und unwillig. Er hat schon manchen Eindringling weggebissen von der Schwelle seiner Herrin. Er steht langsam auf und reckt die mächtigen Glieder. Ueber das müde Angesicht des Fremden geht ein Lächeln. Wenn ihm der Wolfshund jetzt an die Kehle springt, so hätte er ein schnelles Ende an den Marken der Heimat. Da